



1925-03-01

Wert des Lebens

Eugenie Schwarzwald

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250301&seite=13&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schwarzwald, Eugenie, "Wert des Lebens" (1925). *Essays*. 1450.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/1450

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Wert des Lebens.

Von Dr. Eugenie Schwarzwald.

Beinahe täglich liest man: ein dreizehnjähriger Bürgerschüler hat aus Furcht vor häuslicher Strafe seinem Leben ein Ende gemacht; ein vierzehnjähriger Lehrling ist infolge eines Zwistes mit dem Freund ins Wasser gegangen; ein sechzehnjähriges Mädchen hat sich, weil es nicht auf den Ball durfte, vergiftet; ein siebzehnjähriger Mittelschüler ist zum Fenster hinausgesprungen, weil er aus der Schule ausgeschlossen werden sollte; ein achtzehnjähriger Theresianist hat sich erschossen, weil er zu viel im Nietzsche las; eine neunzehnjährige Hausgehilfin hat aus unglücklicher Liebe Lysol getrunken.

Es ist nur gut, daß wir jedesmal die Veranlassung wissen, denn auf den Grund, auf den wahren Grund, werden wir nie kommen. Die Selbstmordepidemie, die unter unserer Jugend ausgebrochen zu sein scheint, ist so vielfältig, so tief begründet, daß nur der große Künstler ihre tiefste Wurzel aufzudecken vermag. Warum sich Kinder umbringen, das wissen Dostojewski und Strindberg, Hamsun und Tolstoi, Georg Trakl und Peter Altenberg. Sie wissen, warum der junge Mensch nicht leben kann, und sie verstehen zu sagen, was schuld ist daran.

Unseren kurzsichtigen Augen erscheint diese tragische neue Bewegung als eine Kriegsfolge, wie die Hungersnot, die Krankheiten, die Inflation, wie die Spielwut, die Tanzwut, die Vergnügungssucht, der Alkoholmißbrauch, die Flucht ins [Über-] und Widernatürliche.

Aber der Jugendselbstmord ist nicht nur eine Kriegsfolge. Tief ist er in der menschlichen Natur begründet und noch tiefer in unseren gesellschaftlichen Einrichtungen, die vor dem Krieg schon so schlecht waren, daß sie kaum schlechter werden konnten.

Man muß sich eigentlich wundern, wie selten der Jugendselbstmord vorkommt. „Es ist,“ sagt Eugen Dühring in seinem „Wert des Lebens“, „die Liebe zum Leben selbst, welche den völligen Verlust des Daseins der positiven Empfindung eines wesentlichen Mangels vorzieht.“ Dort also, wo das Leben am heftigsten schäumt, liegt der Tod am nächsten. Das Leben ist schwer zu erlernen und es gehört viel Kraft dazu, nicht auf der Strecke liegen zu bleiben. Nur diejenigen, die über eine große Lebensspannkraft und über unerschöpfliche vitale Energien verfügen, oder auch die Allerdümmsten, Oberflächlichsten, Grobkörnigsten bleiben ungefährdet.

Das schlechte Gedächtnis der Erwachsenen ist schuld, daß die Jugend so unverstanden dahinleben muß. Aus unbekanntem Gründen sehen die Menschen ihre überstandene Jugend in zauberhafter Beleuchtung. Vielleicht will das die Natur so, die ja auch die Mutter alle Schmerzen des Gebärens vergessen läßt, im Interesse der Erhaltung der Gattung.

Tatsächlich steht es so, daß es schon in normalen Zeiten unerhört schwer ist, jung zu sein, insbesondere wenn man begabt und feinfühlig ist. Ein Fettsteck, den man als Kind in ein fremdes Buch gemacht hatte, bedrückte das Gewissen mehr als der Fleck, den man als Erwachsener der Ehre eines anderen zufügt. Ein Kind, das einen Löffel Gelée genascht hat, fühlt sich mehr als Dieb, als der reiche Berliner Handelsherr, der einem armen Künstler die 85.000 Goldmark, die ihm jener anvertraut hatte, in der Inflationszeit als Papiermark auszahlt. Eine kleine Aufschneiderei, die man als Kind am Tage achtlos begangen hatte, ließ einem nachts keine Ruhe finden, so heiß mußte man im Dunkel erröten. Dagegen weiß man, daß erwachsene Gründer von Schwindelbanken ausgezeichnet zu schlafen pflegen. Alles, was nicht wunderschön ist, scheint dem Kind eine Schande. Ein kleines Mädchen erzählt, es habe sich, als sein Vater starb, geschämt, noch weiter am Leben zu bleiben, weil alle Leute sagten, man werde jetzt ein Jahr Trauer tragen. Das war so kurz. Also man konnte das Ende eines Schmerzes absehen?

Das Kind hat eine geniale Erkenntnis seiner eigenen Unzulänglichkeit: eine Quelle unerschöpflichen Leidens. Ungeheuer viel Liebe und Lob sind das einzige Gegenmittel. Aber mit der Umwelt fertig zu werden, ist schon ganz unmöglich Tausend Fragen bedrängen einen: Warum leben die einen im [Überfluss] während die andern in Not und Elend vergehen? Warum gibt es Parteien, da doch niemand als zu einer Partei gehörig geboren wird? Warum besteht ein so großer Widerspruch zwischen dem, was die Erwachsenen sagen und dem, was sie tun? Wie können es Menschen wagen, andere ins Gefängnis zu sperren? Warum bekommen Leute, die sich nicht mögen, doch Kinder? Welche Zeitung hat nun recht, die „Freiheit“ oder die „Freiheit für alle“? Warum gibt es Leute, die meinem Vater etwas zu befehlen haben? Wie soll ich es ertragen, wenn meine Eltern sterben? Warum sprechen die Leute Böses voneinander? Wie können Leute, die die Bergpredigt auswendig können, Krieg führen?

Großes und Kleines bedrückt sie. Das haben Kinder zu allen Zeiten gefühlt. Jetzt kommen noch die besonderen Verhältnisse unserer Zeit. Im Krieg geboren oder mindestens aufgewachsen, ohne Heiterkeit, ohne Freude, ohne Milch, ohne Semmel, ohne roten Luftballon, die Gegenwart grau. Ist es wirklich der Mühe wert, um sieben Uhr morgens an einem trüben Tag aufzustehen und in die Schule zu gehen, wenn man nichts hat, worauf man sich freuen kann: einen Theaterbesuch oder auch nur die bescheidenste Geselligkeit? Wenn es noch wenigstens Schnee gäbe!

Nur die Hoffnung auf die Zukunft könnte das Kind noch aufrechterhalten; es wird besser werden, ich werde meiner materiellen Not abhelfen, indem ich durch eine ordentliche Arbeit etwas erwerbe, ich werde mir ein angenehmes Leben schaffen und zugleich meinem Vaterlande dienen. Aber ringsherum raunzt die Welt, die Zeitung, der Vater, die Milchfrau: du hast kein Vaterland. Es ist zugrunde gegangen. Du hast keine Zukunft.

Man darf sich nicht vorstellen, daß sie das alles so zu Ende denken. Die vergiftete Atmosphäre lähmt sie und läßt ihnen nur noch so viel Widerstandskraft, sich mit einer eleganten Wendung aus dem Leben zu entfernen, das ihnen nichts verspricht. Nicht Erlösung von namenlosen Leiden suchen sie im Tod. Grund zum Sterben für die Jugend ist schon eine Versammlung von Herrlichkeiten, die nicht da sind.

Früher waren sie wenigstens neugierig auf das Leben der Erwachsenen, das hinter einem Vorhang verborgen lag. Das wollten sie alles noch gern erleben, was man immer so geheimnisvoll verbarg. Was es wohl mit der Liebe auf sich hatte, von der die Erwachsenen so viel, langweilig viel, in der Kunst und im Leben sprachen? Jetzt sind sie nicht mehr neugierig. An jeder Straßenecke können sie sich über die letzten Geheimnisse des menschlichen Lebens gedruckte Wahrheit kaufen, schmutzige Wahrheit. Statt alle Dinge des Lebens selbst zu erleben, und zwar jeder so schön, wie er es verdient, wird unsere Jugend mit Aufklärlicht übergossen und erfährt, was nicht zu wissen sie sich sehnt.

In einer Atmosphäre, die so schlecht ist, wie die unsere, kann man dem Einzelnen keinen Vorwurf machen. Immer suchen wir nach einem Sündenbock. Die Eltern. Die Schule. Man kann ruhig sagen: Niemand ist schuldig. Alle sind schuldig. Die Eltern meinen es meistens überaus gut. Aber Freude können die wenigsten einem schenken, so versunken im Materiellen, so unfreudig wie sie sind. Und selbst die besten können es verfehlen. Hat doch letzthin ein herrliches junges Mädchen, die kleine Renate, zu ihren Eltern, wahren Mustermenschen, die wirkliche Opfer für sie gebracht hatten, auf dem Wege zur Rettungsstation die grausamen Abschiedsworte gesprochen: „Ihr ward zu gut gegen mich. So bin ich weich geworden und kann in dieser Welt nicht leben.“

Die Schule. Ein lustiger Platz ist sie nicht. Nie gewesen. Und nicht oft findet man die Lust und das Licht echten Wissens darin. Und doch tut man ihr Unrecht. Für die Tatsache, daß ein Mensch, der nicht mehr leben will, zufällig ihr Schüler ist, kann sie nicht. Auch sie ist von der Tragik einer Zeit ergriffen, gegen die selbst der noch immer vorhandene Schuljungenhumor nicht aufkommen kann. Die Buben

schreiben mal ein ungehöriges Wort gegen den Lehrer auf die Tafel, sie springen mal über die Bänke, aber alles ganz ohne [Überzeugung]. Deshalb müssen sie, wenn sie es tun, sterben.

Die Unbefangenheit, die Kinder in erträglichen Zeiten hatten, fehlt ihnen gegenwärtig gänzlich. Vor allen Dingen die Unbefangenheit gegen sich selbst. Früher hat ein Kind nach außen gelebt, jetzt lebt es hinein, verkriecht sich in sich. Einstmals hat es geglaubt, daß zwanzig Jahre und zwanzig Kronen ewig dauern, jetzt singt es: „Wir sind jung, und das ist schön.“ Wer aber weiß, daß es schön ist, jung zu sein, der ist es nicht mehr. Das Kind von heute kennt sich nicht nur in der Welt vorzüglich aus, sondern auch in seinem eigenen Innern. Es gibt aber keinen gefährlicheren Spaziergang, als den in sich selbst. Nur wenige, nur ganz große Erwachsene, können ihn ohne Schaden zu Ende gehen. Nietzsche konnte es nicht. Was soll da erst ein Kind?

Im eigenen Innern gefällt es der Jugend nicht, aber draußen noch weniger. Täglich lesen und hören sie neue Skandalaffären, die ihr Herz tief verwunden. Sie fühlen: wie schlecht ist unsere Welt! Sie wissen nicht, daß es zu allen Zeiten Skandale gegeben hat, und daß es vielleicht das Beste an unserer Zeit ist, daß man jetzt von ihnen weiß, daß die alten Vertuschungsmethoden fadenscheinig geworden sind.

Ruhe und Sorglosigkeit braucht der Mensch zu seiner Entwicklung. Eine Kinderseele muß wie das Veilchen unter einer dicken Schneedecke liegen, bis die Sonne sie weckt. Das Leben unserer Kinder, so langweilig es ist, ist voll Unruhe, von gehässigem Streit, von unharmonischem Getümmel.

Es ist schier zu viel, was die Jugend zu ertragen hat. Und man ist nicht geneigt, überhaupt etwas zu ertragen, solange einem das Blut rasch und heiß durch die Adern rinnt. Da sind sie, ohne es gewollt zu haben, in eine Welt gekommen, die einem dumm, langweilig, empörend vorkommt. Da wollen sie nicht bleiben. Noch haben sie kein Talent zum Unglück. Kaum haben sie die Ordnung der Dinge mißbilligt, so ziehen sie logisch und konsequent die Folgerung daraus: hier muß man weggehen. Sie fühlen das Recht, eine Gesellschaft zu verlassen, die ihnen mißfällt; sie laufen weg, das ist immer ihr Mittel, sich unangenehmen Situationen zu entziehen.

Hoch einschätzen können sie ein Menschenleben, auch das eigene, nicht. Sie erinnern sich noch zu genau an das schöne Lied „Der Sumpf ist Trumpf“, an die Extraausgabe, die verkündete, die Feinde hätten sich glücklicherweise im Stacheldraht gefangen. Sie haben den ungeheueren Zug junger Toter vorüberziehen sehen, und sie sehen nicht ein, warum sie sich da nicht anschließen sollen.

Also, das Leben ist nichts wert, denkt das Kind. Aber wenn ich tot bin.... Wer weiß, vielleicht wird man mich vermissen, ich werde wichtig sein Der Tod ist vielleicht nichts, aber vielleicht ist er doch etwas. Der Tod ist nämlich das einzige, worüber sie nicht informiert sind, weil wir selber nichts davon wissen. Eine letzte Neugierde gilt es zu befriedigen. Dann gehen sie hin und suchen eine Todesart; und entgeistert lesen wir am Morgen von einem neuen Fall.

Was ist da zu tun? Es wird wenig nützen, wenn man ihnen sagt, daß es eine Dummheit ist, zu sterben, daß das Leben das einzige Mittel ist, um etwas zu erleben. Aber vielleicht könnte man ihnen klar machen: daß sie alles ändern können, daß es an ihnen ist, die Schäden abzustellen, ihre Welt sich so einzurichten, daß sie ihnen paßt, oder wenigstens Vorbereitungen zu treffen, daß in einer fernerer Zukunft alles besser werde. Man müßte ihnen die Selbstsucht abgewöhnen; wenn sie lernten, sich auch um andere zu kümmern, würden sie nie bis zum Sterben verarmen. Wer auch nur für einen Kanarienvogel zu sorgen hat, wünscht keinen Weltuntergang. Vor allen Dingen aber müssen wir das, woran sie sterben, vor ihnen in den Giftschrank sperren: das Gift des Pessimismus.

Wenn wir uns selbst hoffnungsfreudiger benähmen, unsere übertägigen Sorgen nicht zu kosmischen Angelegenheiten machten, Bagatellen richtig einschätzten, wenn wir so handelten und so sprächen, daß die Jugend nicht aus dem Zimmer hinausgeschickt werden muß, wenn man der Jugend nicht nur den Rockkragen aufstellte und ihr ein warmes Unterleibchen anzöge, sondern sich auch dafür interessierte, ob sie nicht an der Seele friert, so würde sie nicht davonlaufen. Vorläufig sind die Kinderselbstmorde nichts anderes als die schärfste Kritik an unserer Zeit und ihren Gebrechen. Am liebsten möchten wir alle fort. Aber nur die Jugend, noch nicht blasiert, noch nicht resigniert, noch einer leidenschaftlichen Demonstration fähig, verläßt vorzeitig eine Gesellschaft, in der es ihr nicht gefällt. Wir können sie nicht halten, wenn es uns nicht gelingt, diese Gesellschaft umzugestalten.

Wert des Lebens.

Von Dr. Eugen Schwarzwald.

Beinahe täglich liest man: ein dreizehnjähriger Bürgerschüler hat aus Furcht vor häuslicher Strafe seinem Leben ein Ende gemacht; ein vierzehnjähriger Lehrling ist infolge eines Zwistes mit dem Freund ins Wasser gegangen; ein sechzehnjähriges Mädchen hat sich, weil es nicht auf den Ball durfte, vergiftet; ein siebzehnjähriger Mittelschüler ist zum Fenster hinausgesprungen, weil er aus der Schule ausgeschlossen werden sollte; ein achtzehnjähriger Theosophist hat sich erschossen, weil er zu viel im Niesche las; eine neunzehnjährige Hausgehilfin hat aus unglücklicher Liebe Dshol getrunken.

Es ist nur gut, daß wir jedesmal die Veranlassung wissen, denn auf den Grund, auf den wahren Grund, werden wir nie kommen. Die Selbstmordepidemie, die unter unserer Jugend ausgebrochen zu sein scheint, ist so vielfältig, so tief begründet, daß nur der große Künstler ihre tiefste Wurzel aufzudecken vermag. Warum sich Kinder umbringen, das wissen Dostojewski und Strindberg, Hamsun und Tolstoi, Georg Trakl und Peter Altenberg. Sie wissen, warum der junge Mensch nicht leben kann, und sie verstehen zu sagen, was schuld ist daran.

Unseren kurzsichtigen Augen erscheint diese tragische neue Bewegung als eine Kriegsfolge, wie die Hungersnot, die Krankheiten, die Inflation, wie die Spielwut, die Tanzwut, die Vergnügungssucht, der Alkoholmißbrauch, die Flucht ins Ueber- und Widernatürliche.

Aber der Jugendselbstmord ist nicht nur eine Kriegsfolge. Tief ist er in der menschlichen Natur begründet und noch tiefer in unseren gesellschaftlichen Einrichtungen, die vor dem Krieg schon so schlecht waren, daß sie kaum schlechter werden konnten.

Man muß sich eigentlich wundern, wie selten der Jugendselbstmord vorkommt. „Es ist,“ sagt Eugen Dühring in seinem „Wert des Lebens“, „die Liebe zum Leben selbst, welche den völligen Verlust des Daseins der positiven Empfindung eines wesentlichen Mangels vorzieht.“ Dort also, wo das Leben am heftigsten schäumt, liegt der Tod am nächsten. Das Leben ist schwer zu erlernen und es gehört viel Kraft dazu, nicht auf der Strecke liegen zu bleiben. Nur diejenigen, die über eine große Lebensspannkraft und über unerschöpfliche vitale Energien verfügen, oder auch die Allerdümmsten, Oberflächlichsten, Grobkörnigsten bleiben ungefährdet.

Das schlechte Gedächtnis der Erwachsenen ist schuld, daß die Jugend so unverstanden dahinsinken muß. Aus unbekanntem Gründen sehen die Menschen ihre überstandene Jugend in zauberhafter Beleuchtung. Vielleicht will das die Natur so, die ja auch die Mutter alle Schmerzen des Gebärens vergessen läßt, im Interesse der Erhaltung der Gattung.

Tatsächlich sieht es so, daß es schon in normalen Zeiten unerhört schwer ist, jung zu sein, insbesondere wenn man begabt und feinfühlig ist. Ein Fettsack, den man als Kind in ein fremdes Buch gemacht hatte, bedrückte das Gewissen mehr als der Fleck, den man als Erwachsener der Ehre eines anderen zufüht. Ein Kind, das einen L'fel Gölée genascht hat, fühlt sich mehr als Dieb, als der reiche Berliner Handelsherr, der einem armen Künstler die 85.000 Goldmark, die ihm jener anvertraut hatte, in der Inflationszeit als Papiermark auszahlt. Eine kleine Kusschneiderei, die man als Kind am Tage achtlos begangen hatte, ließ einem nichts keine Ruhe finden, so heiß würde man im Dendel eröten. Dagegen weiß man, daß erwachsende Gräber von Schwindelbalken ausgezeichnet zu schlafen pflegen. Alles, was nicht wunderschön ist, scheint dem Kind eine Schande. Ein kleines Mädchen erzählt, es habe sich, als sein Vater starb, geschämt, noch weiter am Leben zu bleiben, weil alle Leute sagten, man werde jetzt ein Jahr Trauer tragen. Das war so kurz. Also man konnte das Ende eines Schmerzes absehen?

Das Kind hat eine geniale Erkenntnis seiner eigenen Unzulänglichkeit: eine Quelle uner schöpflichen Leidens. Ungeheuer viel Liebe und Lob sind das einzige Gegenmittel. Aber mit der Umwelt fertig zu werden, ist schon ganz unmöglich. Tausend Fragen bedrängen einen: Warum leben die einen im Ueberfluß, während die andern in Not und Elend vergehen? Warum gibt es Parteien, da doch niemand als zu einer Partei gehörig geboren wird? Warum besteht ein so großer Widerspruch zwischen dem, was die Erwachsenen sagen und dem, was sie tun? Wie können es Menschen wagen, andere ins Gefängnis zu sperren? Warum bekommen Leute, die sich nicht mögen, doch Kinder? Welche Zeitung hat nun recht, die „Freiheit“ oder die „Freiheit für alle“? Warum gibt es Leute, die meinem Vater etwas zu befehlen haben? Wie soll ich es ertragen, wenn meine Eltern sterben? Warum sprechen die Leute Böses voneinander? Wie können Leute, die die Bergpredigt auswendig können, Krieg führen?

Großes und Kleines bedrückt sie. Das haben Kinder zu allen Zeiten gefühlt. Jetzt kommen noch die besonderen Verhältnisse unserer Zeit. Im Krieg geboren oder mindestens aufgewachsen, ohne Feiterkeit, ohne Freude, ohne Milch, ohne Semmel, ohne roten Luftballon, die Gegenwart grau. Ist es wirklich der Mühe wert, um sieben Uhr morgens an einem trüben Tag aufzustehen und in die Schule zu gehen, wenn man nichts hat, worauf man sich freuen kann: einen Theaterbesuch oder auch nur die bescheidenste Geselligkeit? Wenn es noch wenigstens Schnee gäbe!

Nur die Hoffnung auf die Zukunft könnte das Kind noch aufrechterhalten; es wird besser werden, ich werde meiner materiellen Not abhelfen, indem ich durch eine ordentliche Arbeit etwas erwerbe, ich werde mir ein angenehmes Leben schaffen und zugleich meinem Vaterlande dienen. Aber ringsherum taunzt die Welt, die Zeitung, der Vater, die Milchfrau: du hast kein Vaterland. Es ist zugrunde gegangen. Du hast keine Zukunft.

Man darf sich nicht vorstellen, daß sie das alles so zu Ende denken. Die vergiftete Atmosphäre lähmt sie und läßt ihnen nur noch so viel Widerstandskraft, sich mit einer eleganten Wendung aus dem Leben zu entfernen, das ihnen nichts verspricht. Nicht Erlösung von namenlosen Leiden suchen sie im Tod. Grund zum Sterben für die Jugend ist schon eine Versammlung von Herrlichkeiten, die nicht da sind.

Früher waren sie wenigstens neugierig auf das Leben der Erwachsenen, das hinter einem Vorhang verborgen lag. Das wollten sie alles noch gern erleben, was man immer so geheimnisvoll verbar. Was es wohl mit der Liebe auf sich hatte, von der die Erwachsenen so viel, langweilig viel, in der Kunst und im Leben sprachen? Jetzt sind sie nicht mehr neugierig. An jeder Straßenecke können sie sich über die letzten Geheimnisse des menschlichen Lebens gedruckte Wahrheit kaufen, schmutzige Wahrheit. Statt alle Dinge des Lebens selbst zu erleben, und zwar jeder so schön, wie er es verdient, wird unsere Jugend mit Aufsalärlicht übergossen und erfährt, was nicht zu wissen sie sich sehnt.

In einer Atmosphäre, die so schlecht ist, wie die unsere, kann man dem Einzelnen keinen Vorwurf machen. Immer suchen wir nach einem Sündenbock. Die Eltern. Die Schule. Man kann ruhig sagen: Niemand ist schuldig. Alle sind schuldig. Die Eltern meinen es meistens überaus gut. Aber Freude können die wenigsten einem schenken, so versinken im Materiellen, so unfreundig wie sie sind. Und selbst die besten können es verfehlen. Hat doch lehtthin ein herrliches junges Mädchen, die kleine Renate, zu ihren Eltern, wahren Kunstmenschen, die wirkliche Opfer für sie gebracht hatten, auf dem Wege zur Rettungsstation die grausamen Abschiedsworte gesprochen: „Ihr ward zu gut gegen mich. So bin ich weich geworden und kann in dieser Welt nicht leben.“

Die Schule. Ein lustiger Platz ist sie nicht. Nie gewesen. Und nicht oft findet man die Lust und das Licht echten Wissens darin. Und doch tut man ihr Unrecht. Für die Tatsache, daß ein Mensch, der nicht mehr leben will, zufällig ihr Schüler ist, kann sie nicht. Auch sie ist von der Tragik einer Zeit ergriffen, gegen die selbst der noch immer vorhandene Schuljugendhumor nicht aufkommen kann. Die Buben schreiben mal ein ungehöriges Wort ocaen den Lehrer auf die Tafel, sie springen mal über die Bänke, aber alles ganz ohne Ueberzeugung. Deshalb müssen sie, wenn sie es tun, sterben.

Die Unbefangenheit, die Kinder in erträglichsten Zeiten hatten, fehlt ihnen gegenwärtig gänzlich. Vor allen Dingen die Unbefangenheit gegen sich selbst. Früher hat ein Kind nach außen gelebt, jetzt lebt es hinein, verkrücht sich in sich. Einstmals hat es geglaubt, daß zwanzig Jahre und zwanzig Kronen ewig dauern, jetzt singt es: „Wir sind jung, und das ist schön.“ Wer aber weiß, daß es schön ist, jung zu sein, der ist es nicht mehr. Das Kind von heute kennt sich nicht nur in der Welt vorzüglich aus, sondern auch in seinem eigenen Innern. Es gibt aber keinen gefährlicheren Exorzierungsgang, als den in sich selbst. Nur wenige, nur ganz große Erwachsene, können ihn ohne Schaden zu Ende gehen. Niemand konnte es nicht. Was soll da erst ein Kind?

Im eigenen Innern gefällt es der Jugend nicht, aber draußen noch weniger. Täglich lesen und hören sie neue Skandalaffären, die ihr Herz tief verwunden. Sie fühlen: wie schlecht ist unsere Welt! Sie wissen nicht, daß es zu allen Zeiten Skandale gegeben hat, und daß es vielleicht das Beste an unserer Zeit ist, daß man jetzt von ihnen weiß, daß die alten Vertuschungsmethoden sadescheinig geworden sind.

Ruhe und Sorglosigkeit braucht der Mensch zu seiner Entwicklung. Eine Kinderseele muß wie das Weildchen unter einer dicken Schneedecke liegen, bis die Sonne sie weckt. Das Leben unserer Kinder, so langweilig es ist, ist voll Unruhe, von gehässigen Streit, von unharmonischen Gestimmeln.

Es ist schier zu viel, was die Jugend zu ertragen hat. Und man ist nicht geneigt, überhaupt etwas zu ertragen, solange einem das Blut rauch und heiß durch die Adern rinnt. Da sind sie, ohne es gewollt zu haben, in eine Welt gekommen, die einem dumm, langweilig, empörend vorkommt. Da wollen sie nicht bleiben. Noch haben sie kein Talent zum Unglück. Kaum haben sie die Ordnung der Dinge mißbilligt, so ziehen sie logisch und konsequent die Folgerung daraus: hier muß man weggehen. Sie fühlen das Recht, eine Gesellschaft zu verlassen, die ihnen mißfällt; sie laufen weg, das ist immer ihr Mittel, sich unangenehmen Situationen zu entziehen.

Hoch einschätzen können sie ein Menschenleben, auch das eigene, nicht. Sie erinnern sich noch zu genau an das schöne Lied „Der Sunpff ist Trumppf“, an die Ertraausgabe, die verkündete, die Feinde hätten sich glücklicherweise im Stachelbraut gefangen. Sie haben den ungeheueren Zug junger Toter vorüberziehen sehen, und sie sehen nicht ein, warum sie sich da nicht anschließen sollen.

Also, das Leben ist nichts wert, denkt das Kind. Aber wenn ich tot bin. . . . Wer weiß, vielleicht wird man mich vermissen, ich werde wichtig sein. Der Tod ist vielleicht nichts, aber vielleicht ist er doch etwas. Der Tod ist nämlich das einzige, worüber sie nicht informiert sind, weil wir selber nichts davon wissen. Eine letzte Neugierde gilt es zu befriedigen. Dann gehen sie hin und suchen eine Todesart; und entgeistert lesen wir am Morgen von einem neuen Fall.

Was ist da zu tun? Es wird wenig nützen, wenn man ihnen sagt, daß es eine Dummheit ist, zu sterben, daß das Leben das einzige Mittel ist, um etwas zu erleben. Aber vielleicht könnte man ihnen klar machen: daß sie alles ändern können, daß es an ihnen ist, die Schäden abzustellen, ihre Welt sich so einzurichten, daß sie ihnen paßt, oder wenigstens Vorbereitungen zu treffen, daß in einer ferneren Zukunft alles besser werde. Man müßte ihnen die Selbstsucht abgewöhnen; wenn sie lernten, sich auch um andere zu kümmern, würden sie nie bis zum Sterben verarmen. Wer auch nur für einen Kanarienvogel zu sorgen hat, wünscht keinen Weltuntergang. Vor allen Dingen aber müssen wir das, woran sie sterben, vor ihnen in den Giftschrank sperren: das Gift des Pessimismus.

Wenn wir uns selbst hoffnungsfreudiger benähmten, unsere übertägigen Sorgen nicht zu kosmischen Angelegenheiten machten, Bagatellen richtig einschätzten, wenn wir so handelten und so sprächen, daß die Jugend nicht aus dem Zimmer hinausgeschickt werden muß, wenn man der Jugend nicht nur den Nockkragen aufstellte und ihr ein warmes Unterleibchen anzöge, sondern sich auch dafür interessierte, ob sie nicht an der Seele friert, so würde sie nicht davonlaufen. Vorläufig sind die Kinderselbstmorde nichts anderes als die schärfste Kritik an unserer Zeit und ihren Gebrechen. Am liebsten möchten wir alle fort. Aber nur die Jugend, noch nicht blasirt, noch nicht resigniert, noch einer leidenschaftlichen Demonstration fähig, verläßt vorzeitig eine Gesellschaft, in der es ihr nicht gefällt. Wir können sie nicht halten, wenn es uns nicht gelingt, diese Gesellschaft umzugestalten.